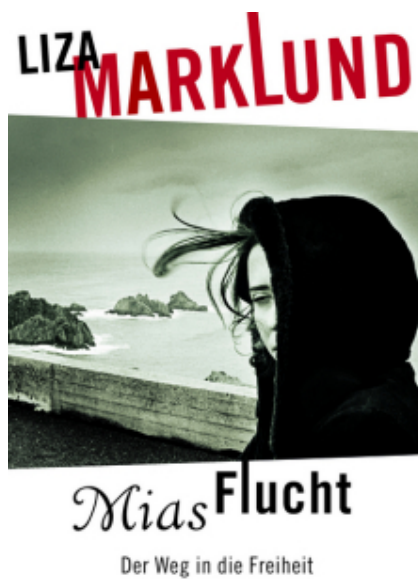


k.

Leseprobe aus:

**Liza Marklund**

**Mias Flucht**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

## PROLOG

Maria Eriksson wuchs in einer schwedischen Kleinstadt zusammen mit ihrer Schwester in einem liebevollen Elternhaus auf. Sie schloss das Gymnasium mit ausgezeichneten Noten ab und nahm sich anschließend eine eigene Wohnung in der Nähe ihrer Familie, mit der sie eine innige Beziehung verband. Gemeinsam mit ihrer Schwester hatte sie einen großen Freundes- und Bekanntenkreis. Sie war sehr sozial eingestellt, engagierte sich in verschiedenen Vereinen und nahm gern an den vielfältigen kulturellen Veranstaltungen und Festen teil. In der Nähe dieser Stadt gab es ein Flüchtlingsheim. Da Maria mehrere Sprachen beherrschte, darunter auch Spanisch, konnte sie vielen der Flüchtlinge bei praktischen Dingen helfen.

Als junges Mädchen hatte sie immer davon geträumt, Ärztin zu werden. Doch als sie die Möglichkeit bekam, am Karolinska Institutet in Stockholm Medizin zu studieren, entschied sie sich dagegen. Sie fühlte sich in ihrer Heimatstadt so wohl, dass sie nicht von ihrer Familie und ihren Freunden wegziehen wollte.

Stattdessen fand sie eine gute Stelle bei einer Bank in der Stadt, und dort arbeitete sie auch, als sie den Mann traf, der ihr Leben verändern sollte. Zu Anfang war sie sehr verliebt. Der Mann, ein Flüchtling aus dem Nahen Osten, war so ganz anders als die Männer, die sie bisher kennengelernt hatte: höflich, aufmerksam, aufregend und liebevoll. Sie verlobten sich am ersten Jahrestag ihres Kennenlernens.

Als er sie zum ersten Mal schlug, tat es ihm hinterher sehr leid, und er versprach, dass es nie wieder vorkommen werde. Maria glaubte ihm. Kurz darauf stellte sich heraus, dass Maria schwanger war.

Aus den Schlägen hin und wieder wurden während der Schwangerschaft regelmäßige Misshandlungen. Oft trat der Mann Maria in den Bauch, in dem das ungeborene Kind lag.

Das kleine Mädchen, das den Namen Emma erhielt, kam zu früh auf die Welt und war sehr klein und zart. Die Misshandlungen wurden jetzt auch auf das Neugeborene ausgedehnt. Maria beendete die Beziehung, doch der Mann akzeptierte das nicht. Obwohl die beiden nicht mehr zusammenlebten, begann er, Maria immer systematischer zu verfolgen. Er vergewaltigte sie, traktierte sie mit Schlägen, Tritten und Messerstichen, brach ihr die Knochen und versuchte, sie zu erwürgen. Alle Versuche, Emma in einer Tagesstätte unterzubringen, musste Maria aufgeben, weil der Mann unberechenbar gewalttätig war und sie und das Kind bedrohte.

Zu diesem Zeitpunkt lernte Maria Anders kennen, der ihr Ehemann wurde. Ihr gemeinsamer Sohn Robin kam zur Welt, als Emma zwei Jahre alt war.

Die Ehe änderte nichts an der Situation. Mit Hilfe seiner Freunde betrieb der Mann eine immer massivere und systematischere Verfolgung, die sich nun gegen die ganze Familie richtete.

Den schwedischen Behörden waren die Hände gebunden. Polizei und Staatsanwaltschaft taten sich aus mehreren Gründen schwer, die Verbrechen gegen die Familie zu ahnden. Der Mann und seine Freunde versorgten sich ständig gegenseitig mit Alibis, was dazu führte, dass die Gewalttätigkeiten und die anonymen Drohungen nicht aufgeklärt werden konnten. Zeugen wurden so eingeschüchtert, dass sie schwiegen. Die Freunde des Mannes drohten an, Marias Eltern zu töten, falls

Maria vor Gericht von den Übergriffen berichten sollte, denen sie und ihre Tochter ausgesetzt waren.

Der Terror ging weiter. Das Reihenhaus der Familie wurde zu ihrem Gefängnis. Die Behörden ließen Gitter vor den Fenstern anbringen und verboten der Familie, das Haus ohne Begleitung von Mitarbeitern des Sozialdienstes zu verlassen. Maria und die Kinder, und dann auch ihr Mann Anders, wurden immer wieder für längere Zeit aus der Stadt geschickt.

Marias Tochter Emma litt sehr unter der Isolation. Sie wurde immer stiller und aß immer weniger. Nach einem Überfall, bei dem der Mann dem Mädchen ein Messer an den Hals setzte, hörte sie ganz auf zu sprechen.

Daraufhin entschieden die Behörden, dass die Familie nicht länger in ihrer Heimatstadt bleiben könne. Sie waren gezwungen, ihr Zuhause zu verlassen und in den Untergrund zu gehen. Das ganze folgende Jahr lang wussten Marias Eltern nicht, ob Maria, Anders und die Kinder noch lebten oder schon tot waren.

Das erste Jahr im Untergrund verbrachte die Familie an zwölf verschiedenen Orten. Der Mann, der sie verfolgte, suchte ununterbrochen nach ihnen. Zweimal wurden sie von den Verfolgern entdeckt und mussten erneut fliehen.

Nach einem Jahr auf der Flucht wurde die Familie in einer Dreizimmerwohnung in der Gemeinde Smedjebacken in Süd-Dalarna untergebracht. Da sie sich draußen immer noch nicht frei bewegen konnten, bedeutete das eigene Heim keine sonderliche Veränderung ihrer Lebenssituation. Der ganzen Familie bekam die Isolation sehr schlecht. Maria litt eine Zeit lang unter einer Psychose. Emma fiel schließlich ins Koma und entging nur um Haaresbreite dem Tod.

Im Frühjahr 1991, als das Mädchen fünf Jahre alt wurde, war sie so instabil, dass sie nicht psychiatrisch untersucht werden konnte. Um Emmas seelischen Gesundheitszustand diagnos-

tizieren zu können, war es erforderlich, dass die Familie eine Zeitlang in völliger Freiheit lebte, und das schien nur in einem anderen Erdteil möglich zu sein.

Am 19. Mai 1991 wurde Familie Eriksson deshalb von der Sozialbehörde auf eine sieben Monate währende Reise ins Ausland geschickt.

# **TEIL 1      Flucht**



Die Räder des Jumbos schlugen mit einem Knall auf dem Boden auf. Ich wurde von dem Stoß nach vorn geworfen, war plötzlich hellwach. Meine Füße waren eiskalt und der Nacken völlig steif. Einen Moment lang schoben sich Schlaf und Wirklichkeit ineinander, das Dröhnen aus dem Traum setzte sich fort, als das riesige Flugzeug die Landeklappen ausfuhr.

«Guten Morgen», sagte Anders und lächelte. «Du hast geschlafen wie ein Stein.»

Verwirrt schaute ich aus dem kleinen zugefrorenen Fenster und sah die glitzernde schwedische Winterlandschaft draußen vorbeisausen.

«Sind wir schon da?»

Die Zunge in meinem Mund war mindestens drei Nummern zu groß. Ich hatte riesigen Durst. Links von mir weinte Robin, Anders beugte sich tröstend über ihn. Der Junge bekam bei den Landungen immer Ohrenscherzen. Rechts von mir saß Emma, still und mit glänzenden Augen. Sie trug immer noch ihre Lacksandalen; sie hatte sich geweigert, sie auszuziehen, obwohl wir ihr erklärt hatten, dass wir in den Winter reisen würden.

«Ich will immer Lackschuhe anhaben», hatte sie gesagt, und ich hatte nicht weiter mit ihr gestritten.

Hinter dem Raureif an der Scheibe glitt der Auslandsterminal von Arlanda vorbei. Ich wandte den Blick nach vorn und

starrte stumm auf das hochgeklappte Tablett am Sitz vor mir. Mein Mund war trocken.

Kaum zu glauben, dass es wahr sein sollte.

Nach sieben Monaten auf der anderen Seite der Erdkugel war ich endlich wieder zu Hause.

Schwindelig vom Jetlag und mit einem Gefühl totaler Unwirklichkeit stolperte ich in die Ankunftshalle. An jeder Hand hing eines der Kinder, Anders ging mit unserem ganzen Handgepäck hinter mir. Rings um uns perlte die schwedische Sprache, plätscherte wie ein Bach im Frühling, Dialekte und Wörter und Lachen – all das ließ mich vor Freude erschauern. Mit einem Mal war die Welt wieder zurechtgerückt, der merkliche Abstand zwischen mir und meiner Umwelt war wie wegradiert.

Aus irgendeinem Lautsprecher klang eine Version des Lucia-Liedes mit dem schwedischen Text. Die Nacht war groß und stumm, jetzt konnte man ihre Flügel hören, und ich begriff, dass es der Morgen des Lucia-Tages war, der eigentliche Beginn der Weihnachtszeit, Freitag der Dreizehnte. Von nun an würde alles voller Glitzern und Weihnachtswerge und schneebedeener Tannenbäume sein, und ich mittendrin.

Vorsichtig machte ich die letzten Schritte über die blankpolierten Fliesen, hin zu dem rasselnden Förderband mit seinen dunkelgrauen Gummiplatten.

Der Fuchs huscht über das Eis, der Fuchs huscht über das Eis.

«Sieh mal, Mama, da kommen unsere Taschen!»

Die Kälte war klar und beißend, sodass der Dieselqualm des Busses dicht am Boden blieb. Die Kinder blinzelten erstaunt, sie waren nicht an die Kälte gewöhnt, und ich sah, dass ihre Augen tränkten. Emma stampfte unbeholfen in ihren warmen Schuhen vorwärts, die sie sich unter lautstarkem Protest in der

Halle hatte anziehen lassen. Die Lackschuhe waren ordentlich in ihrem kleinen Rucksack verstaut. Robin hielt sich dicht an Anders und hustete in den Abgasen. Er war empfindlich gegen schlechte Luft.

Ich bestieg den Flughafenbus nach allen anderen Passagieren, verharrte einen kurzen Moment, den linken Fuß noch am Boden, und ließ die Kälte durch meine dünnen Ledersohlen dringen.

So fühlte sich richtige Erde an: beinhart, zu Stein gefroren, glatt und mit knirschendem Schnee bedeckt. Es war alles so vertraut, so völlig normal.

Der Bus glitt mit einem langgezogenen Stöhnen los, drängte sich in den vom Neuschnee trägen Verkehr mit den wohlbekannten Nummernschildern, ich sah wieder Volvos, Scania und Saabs, die vorsichtig mit rauchenden Auspuffrohren auf der Autobahn nach Stockholm dahinrollten.

Der Schnee, der in der Nacht gefallen war, lag immer noch ziemlich unberührt auf dem Mittelstreifen und an den Straßenrändern, eine luftig weiche Decke, die im Morgenlicht glitzerte.

Ich lehnte die Stirn an die kalte Glasscheibe, verstreute Vororte flimmerten vorbei, so viele Bäume und kleine, niedrige Häuser so nahe der Stadt. Aus einem Lautsprecher war schwach die Erkennungsmelodie der Nachrichten zu hören, und der Busfahrer drehte die Lautstärke auf.

«Ein lettischer Fischkutter mit dreizehn Mann Besatzung ist in der Nacht zum Freitag innerhalb der schwedischen Hoheitsgewässer gesunken. Wie die Seenotrettungszentrale in Stockholm mitteilte, lief der Kutter direkt vor Karlskrona auf Grund.»

Dann Papierrascheln im Lautsprecher, der Nachrichtensprecher räusperte sich ein wenig.

«Mit den Verhandlungen um den Eintritt Schwedens und

Österreichs in die EU werde Anfang 1993 begonnen, sagte der deutsche Bundeskanzler Helmut Kohl, als er am Freitag den Deutschen Bundestag über das Ergebnis des Gipfeltreffens der EU in Maastricht unterrichtete.»

«Mama, ich habe Durst.»

Ich gab Emma meine fast leere Sprudelflasche und hörte aufmerksam weiter den bedeutungslosen Nachrichten zu.

«Das schwedische Volk könne den Worten von Premierminister Carl Bildt nicht vertrauen, denn er führe Journalisten und Öffentlichkeit in die Irre. Mit diesen Worten äußerte sich der Vorsitzende der Sozialdemokratischen Partei, Ingvar Carlsson, in einem offenen Brief über die Neutralitätspolitik des Premierministers ...»

Ich musste die Augen schließen, mir brummte der Kopf. War ich denn überhaupt weg gewesen? Alles war wie immer, das Leben in Schweden war einfach weitergegangen, als ob nichts gewesen wäre. Bildt war Premierminister geworden, und ich hatte es nicht einmal mitbekommen.

Der Bus hielt an einer Ampel, die Schaufenster der Innenstadt glitzerten mich von der anderen Seite der Scheibe an.

Ich war so müde und so glücklich, dass es mir in der Brust weh tat.

Wir holten unser Auto, den guten alten Toyota, den unsere Heimatgemeinde für uns gemietet hatte. Er stand in einem Parkhaus auf Kungsholmen. Das ganze Auto war mit Staub bedeckt, es sah mehr grau als grün aus.

Die Batterie hatte sich entladen, und der Anlasser röchelte nur, als Anders den Schlüssel herumdrehte. Trotz der Müdigkeit wurde keiner von uns ärgerlich, die Freude darüber, das alte Auto wiederzusehen, wog mehr als die Mühe, es in Gang zu bekommen. Wir hatten den braven kleinen Toyota schon so lange, dass er fast ein Familienmitglied war!

Von einer Telefonzelle aus riefen wir eine Servicefirma an. Sie schickten jemanden, der das Auto mit einem Starthilfekabel in Gang brachte und es in die Werkstatt fuhr, wo man das Öl wechselte, Winterreifen aufzog und die Batterie austauschte.

Kurz nach Mittag konnten wir endlich aufbrechen. Es hatte wieder angefangen zu schneien, kleine leichte Flocken wirbelten fast schwerelos durch die Luft. Die Kinder waren schon auf dem Rücksitz eingeschlafen, noch bevor wir die Stadtautobahn erreicht hatten.

«Wie geht es dir?», fragte ich Anders und strich ihm über den Arm. «Bist du nicht schrecklich müde?»

Er rieb sich das Gesicht mit der Hand und blinzelte in den Schnee.

«Das geht schon», sagte er.

Bald darauf schien es, als würden wir direkt in eine Schneewehe fahren, höher und immer höher hinauf, tiefer und immer tiefer hinein. Vorbei an Rinkeby, Tensta und Hjulsta mit ihren Wäldern aus Ampeln, die uns in verschiedenen Farben entgegenblinkten, alle eingehüllt in weiße Tücher aus Schnee. Dann weiter auf der E 18, auf der dichter Verkehr herrschte.

Wieder zu Hause, dachte ich, während der Wagen langsam im Schneetreiben voranrollte.

«Das hier ist Schweden», sagte ich zu Anders, als der Wind das Auto durchrüttelte, während wir die großen Brücken über den Mälaren passierten.

Im Wagen war es warm und gemütlich, meine Müdigkeit hatte sich in einen undefinierbaren Schmerz im Hinterkopf verwandelt. Ich machte das Radio an, auf P3 lief ein Unterhaltungsprogramm, Lachen und Musik und Scherze, ich brachte nicht die Kraft auf, ihre Pointen zu verstehen.

Wir kamen an Upplands-Bro und Bålsta vorbei, und hinter Enköping nahm der Verkehr langsam ab. Auf der Höhe von Västerås fing es schon an zu dämmern. Wir würden ei-

nige Zeit brauchen, um uns nach den Monaten in der Sonne an die kurzen schwedischen Wintertage zu gewöhnen.

Dann bogen wir auf den vertrauten Riksväg 66 und fuhren Richtung Fagersta, vorbei an Surahammar und Virsbo und weiter hinauf in die Provinz Dalarna. Die Kinder schliefen lammfromm auf dem Rücksitz, Anders und ich saßen schweigend nebeneinander, schließlich machte ich das Radio aus.

Als wir die Provinzgrenze überquerten, hörte es plötzlich auf zu schneien, und der Himmel über uns wurde klarer. Auf der rechten Seite erstreckte sich der Barken. Man konnte den See in der Dämmerung kaum ausmachen, nur ein schwarzer Fleck in der Mitte verriet, dass er nicht völlig zugefroren war.

Jetzt war es nicht mehr weit.

Schilder huschten vorbei, die den Weg zu Orten mit historischen, schönen Namen wiesen, erst Västanfors und dann Viksberg, Söderbärke, Korsheden und Vibberbo.

Und plötzlich war sie einfach da, die unscheinbare kleine Abfahrt nach rechts, wo unser Ziel war, unser Platz auf dieser Erde. Der Eisenwarenladen, die Tankstellen, und unten rechts blitzte und rauchte es vom Stahlwerk her.

«Sollen wir gleich zur Wohnung fahren oder erst noch etwas einkaufen?», fragte Anders.

«Ich kann später einkaufen gehen», erwiderte ich und sah durch die Scheibe hinaus. Plötzlich hatte ich doch einen Kloß im Hals.

Es war alles unverändert, genauso hatte es hier ausgesehen, als wir das erste Mal hergekommen waren.

Sollte ich hier mein Leben verbringen? Sollten meine Kinder hier neben der Eisenbahn aufwachsen? In diesen Straßen Fahrrad fahren lernen, sich hier verlieben, in diesen Hauseingängen zum ersten Mal geküsst werden?

Ich drehte mich zum Rücksitz um und rüttelte sie vorsichtig.

«Kinder», sagte ich, «wir sind jetzt da.»

Das Mietshaus, in dem sich unsere Dreizimmerwohnung befand, war ein ganz gewöhnlicher Wohnblock aus den sechziger Jahren, nicht weit vom Bahnhof entfernt: Flachdach, roter Klinker, eingemauerte Balkone.

Die Kinder quengelten, als wir sie die Treppe hinaufzogen. Robin brüllte aus Protest, und es endete damit, dass ich ihn tragen musste.

Obwohl wir kein Namensschild an der Tür hatten, nur einen Zettel, auf dem «Bitte keine Werbung» stand, quollen uns Berge von Reklameblättern über die Füße und rutschten ins Treppenhaus, als Anders die Tür aufschloss. Die Luft, die uns entgegenschlug, war stickig und staubig.

«Willkommen daheim», sagte er zu mir, und ich sah ihm an, wie froh er war.

Wir schoben den Werbemüll zu einem Haufen hinter der Tür zusammen und betraten die Wohnung. Die Kinder wurden schnell munter, sie erkannten wieder, wo sie waren, und freuten sich. Robin entdeckte ein rotes Bobbycar und fing sofort an, damit von Zimmer zu Zimmer zu fahren.

Wir gingen herum und machten überall Licht. Ich horchte in mich hinein, aber richtige Freude wollte sich nicht einstellen. Das hier war zwar keine schlechte Wohnung, aber es war einfach nicht wirklich *zu Hause*.

Die Einrichtung war spärlich und sehr einfach. Betten, Küchentisch und die vier Stühle hatten wir in einem Großmarkt in Borlänge gekauft, als wir einzogen, und die Gardinen hatten wir vom Sozialamt bekommen.

Im Wohnzimmer stand mein ganzer Stolz, das schöne weiße Ledersofa, das meine Eltern den ganzen Weg von unserem vorherigen Zuhause, meinem richtigen Zuhause, unserem Reihenhaus in meiner Heimatstadt, hierherauf nach Dalarna transportiert hatten.

In der Küche waren noch weitere Spuren unseres früheren

Lebens zu finden, ein paar Kristallgläser, ein halbes Dutzend Kaffeetassen, ein paar Teller und zwei Schubladen mit Besteck.

Wir setzten die Kinder vor den alten Fernsehapparat und den Videorecorder, die wir auf dem Flohmarkt erstanden hatten, und trugen das restliche Gepäck hinauf.

Es war bereits Abend, als ich endlich Zeit für den Supermarkt fand.

Ich überquerte die Eisenbahnüberführung und ging zum Stadtzentrum hinauf. Es war kälter geworden, der Schnee knarrte unter meinen Füßen. Die Luft war dunkelblau und klar und ließ die Straßenlampen schimmern.

Auf der Vasagatan sickerten Weihnachtslieder aus versteckten Lautsprechern, ein paar halberfrorene Weihnachtsmänner verkauften Karten und anderen Krimskrams an einem Stand vor dem Buchladen.

Hier gab es alles, was man sich nur wünschen konnte, alle Arten von Geschäften, die man brauchte, um anständig zu leben und zu sterben – Fotogeschäft und Friseur, Bibliothek und Immobilienmakler, Banken und Bestattungsinstitute. Entlang der Einkaufsstraße hatte man Sterne mit Glühbirnen darin aufgehängt und die Schaufenster mit Glitter und roten Weihnachtskugeln dekoriert. Ich ging langsam, sah an den niedrigen, verputzten oder mit Holz oder Metall verkleideten Häusern hoch und versuchte, in der Dunkelheit ihre verschiedenen matten Farben in Gelb, Ocker und Rot zu unterscheiden. Blumengeschäft, Sport- und Freizeitartikel, Optiker, Zahnarzt, Computerladen – brauchte man noch mehr?

Ich betrat den Supermarkt, der ein wenig zurückgesetzt hinter den anderen Geschäften lag.

Als ich den Einkaufswagen herausgezogen hatte und gerade auf das Knäckebrötchen zusteuerte, packte mich plötzlich eine eisige Wachsamkeit. Ich weiß nicht, was dieses Gefühl auslöste,

vielleicht war es die Sprache, die ungewohnte Situation, wieder Schwedisch um mich herum zu hören, vielleicht war es der Rücken eines Mannes, der schnell aus meinem Blickfeld verschwand – doch als ich mich dem Brotstand näherte, begann mein Puls zu rasen, vielleicht stand er hinter der Ecke, vielleicht wartete er hinter den Chips auf mich. Die Angst war irrational, aber ich bekam sie nicht in den Griff.

Ich kaufte ein, so schnell ich konnte, die ganze Zeit in dem Gefühl, beobachtet und verfolgt zu werden.

Als ich endlich durch die Kasse war und auf den Parkplatz hinaustrat, war mein ganzer Rücken schweißnass.

Die Kinder schliefen schon, als ich nach Hause kam. Die Angst hatte mich noch nicht wieder ganz verlassen, ich merkte, dass meine Hände zitterten. Nachdem ich die Einkäufe in Kühlschrank und Speisekammer verstaut hatte, goss ich mir einen Kaffee ein, den Anders in der Zwischenzeit gekocht hatte, und ging zu ihm ins Wohnzimmer.

Es war so seltsam, ihn dort zu sehen, als ob gar keine Zeit vergangen wäre, seit wir im Mai die Wohnung verlassen hatten. Die Monate in der Sonne kamen mir wie ein entfernter Traum vor. Alles, wovor wir geflohen waren, war wieder da, die Eisengitter waren erneut hinter mir zugeschlagen, die Wände schienen mich zu erdrücken, und die Luft wurde dick. Mein Mann sah zu mir hoch, sein Blick war voller Furcht.

«He», sagte ich leise und sank neben ihm aufs Sofa, «wie geht es dir eigentlich?»

«Gut, wieso?», antwortete Anders, senkte aber den Blick zu Boden.

Das Schweigen zwischen uns wuchs, es wirkte ebenso einsam wie unsere armselige Wohnung.

«Ich wünschte, ich könnte etwas tun», sagte ich hilflos. «Ich weiß ja, dass ich eigentlich an allem schuld bin. Wenn ich nicht ...»